

CAUX-

Paulone 159

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

NR. 3
MÄRZ 1992
44. JAHRGANG

Information

Amerika
– wie weiter?



Fünfhundertjährige Bekanntschaft

Was heute jeder weiss:

Vor 500 Jahren begann Kolumbus mit einer irrtümlichen Annahme, segelte westwärts, um nach Indien zu gelangen, und stiess dabei auf einen ihm noch unbekanntem Kontinent, Amerika.

Was heute noch keiner weiss:

Wie das Präsidentschaftswahljahr 1992 der Vereinigten Staaten enden wird.

Evelyn Ruffin aus Virginia setzt mit ihrem Beitrag einige Akzente über einst und jetzt – Akzente, die von einem Afro-Amerikaner, einer kambodschanischen Einwandererin und einer Hispano-Amerikanerin vervollständigt werden. Am wichtigsten scheint uns freilich die Meinung eines Ur-Amerikaners, dessen Vorfahren lange vor der Ankunft des Kolumbus und seiner Mannschaft diesen Kontinent bewohnt hatten. Weiter bringen wir Gedanken aus europäischer und japanischer Sicht.

Aus europäischer Sicht

wurde Amerika lange als die «Neue Welt» bezeichnet. Seefahrer und Feldherren westeuropäischer Mächte setzten über das grosse Wasser – vorerst zur Entdeckung. Doch bald danach ging es auch in der neuen Welt um die alten Fragen der Macht und der Vorherrschaft. Die Verfolgten aus den Wirren unserer Religionskriege, die vor Hungersnot oder Seuchen fliehenden Familien und später die durch Diktaturen Bedrohten, sie alle hofften auf das Ende der Not, hofften sozusagen, das «gelobte Land» zu erreichen. So fuhren im Laufe der Jahrhunderte Asylanten, aber auch Wirtschaftsflichtlinge, Abenteurer und Kriminelle westwärts.

Den Einwanderern bot das Land der unbegrenzten Möglichkeiten einen scheinbar unbegrenzten Freiraum. Den amerikanischen Gründervätern war es durch ihre Revolution gelungen, die Gesellschaft und ihre Regierungsform weiter zu entwickeln, was im alten Europa erst später nachgeholt werden konnte. Der institutionellen Freiheit wurde so ein weltweit wichtiges Denkmal gesetzt: ihr Sinnbild steht als Statue an der Einfahrt zum Hafen von New York.

Der Sklavenhandel jedoch blieb in den Vereinigten Staaten noch bestehen, als hiezulande die Leibeigenschaft längst nicht mehr erlaubt war.

Die industrielle Entwicklung verlief ungeheuer dynamisch. Die so errungene wirtschaftliche Macht und die Verteidigung des Freiheitsgedankens sicherten Amerika für Jahrzehnte seinen weltweiten Vorrang.

Für uns Europäer führte all dies zu einer komplexen Beziehung zu diesem – zumindest ursprünglich – ebenfalls europäisch dominierten Teil der Welt. Es ist das Syndrom des älteren, aber kleineren Bruders,

bestehend aus einer Mischung von Neid, Bewunderung und einer hochgespielten Herablassung, die dazu dienen soll, das eigene angekratzte Selbstwertgefühl aufzupolieren. Der weltweite Ruf Amerikas liess den Strom von Einwanderern nicht mehr abreißen, und heute sehen sich die meisten amerikanischen Städte schwerwiegenden Integrationsproblemen gegenüber. Die früher sprichwörtlich amerikanische Gesellschaftsform des Schmelztiegels (*melting pot*) trifft für die neunziger Jahre so nicht mehr zu. Neues muss gefunden werden.

Auch die amerikanische Wirtschaft braucht bekanntlich eine tüchtige Erholung. Die jüngste US-Staatsvisite in Japan beabsichtigte das Zurückbinden des erfolgreicheren asiatischen Partners und

löste dementsprechende Empörung aus. Seither haben etliche US-Fachleute den japanischen Kritiken in ihren Stellungnahmen zugestimmt und zum Beispiel bestätigt, dass in den letzten Jahren der Grossteil der Universitätsabsolventen zur New Yorker Börse gegangen sei, statt in den verarbeitenden Wirtschaftszweigen wertschöpfend zu wirken.

*

500 Jahre Entdeckung Amerikas durch die Europäer: Ein Grund zum Feiern? Aus der Sicht der Ureinwohner war unsere Ankunft der Beginn einer unglaublichen Invasion, einer «Eroberung mit grausamen Kurz- und leider kaum überwindbaren Langzeitfolgen», wie sie oft beschrieben wird. 388 der vom weissen Mann mit diesen Völkern abgeschlossenen Hoheitsverträge wurden von den Weissen gebrochen.

Oft vergessen wir Europäer, dass dieser «weisse Mann» ja von Europa gekommen war.

Man kann sich fragen, ob es notwendig sei, in der Geschichte zu wühlen. Zwei Gründe sprechen dafür:

Erstens ist erwiesen, dass die Wahrheit freimacht. Persönlich erfahren wir es immer wieder. Warum fällt es uns denn so schwer, bedauerliche Vorgänge, die uns alle betreffen, zu bekennen? Die Entwicklung im östlichen Teil unseres Kontinents zeigt täglich, dass die Lebensdauer von Halbwahrheiten und Lügen begrenzt ist.

Zweitens gilt es heute, vieles im Zusammenleben der Menschen – in Europa genauso wie in Amerika – neu zu bedenken und zu regeln. Dafür ist es nötig, uns von Altlasten zu befreien, damit wir uns heute und morgen kümmern können.



Auf einer amerikanischen Briefmarke für 1992: «Die ersten Amerikaner kamen aus Asien»

Amerikas Jahr der Wahl

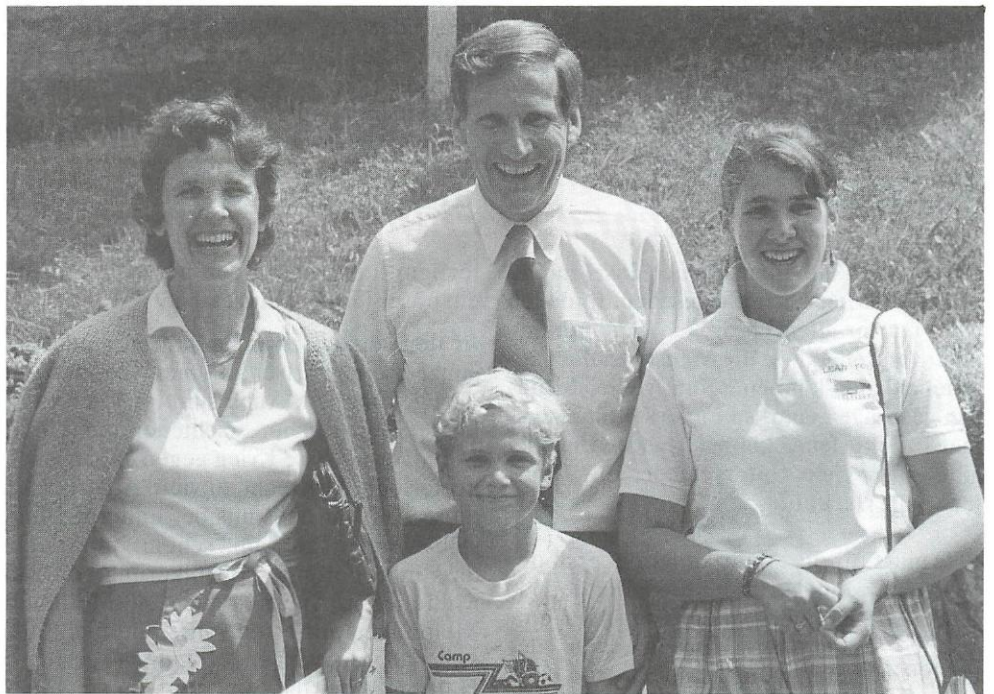
Woran werden die Kandidaten der diesjährigen Wahlen in den Vereinigten Staaten appellieren? Werden sie bloss auf die verständlichen Ängste und Unsicherheiten eingehen, die eine Zeit der Rezession und Umwälzungen mit sich bringt? Oder werden sie verstehen, das in jedem Bürger vorhandene Potential anzuzapfen, welches uns befähigt, über enge persönliche Interessenskonflikte hinauszudenken? Werden sie uns zur Einsicht verhelfen, dass jene Entscheidungen, die der Welt dienen, auch in unserem nationalen Interesse liegen – dass das, was für das ganze Land am besten ist, auch die beste Lösung für jeden einzelnen darstellt?

1492...

Die von Kolumbus 1492 ausgelösten Ereignisse haben einen bemerkenswerten Austausch zwischen Völkern und einen Austausch von Gütern und Lebensarten in Gang gesetzt, von dem wir bis heute in verschiedener Hinsicht profitieren. Aber wir müssen die Lehren ziehen aus den schrecklichen Kosten, welche die totale Zerstörung ganzer Kulturen und Völker verursachte, sei diese absichtlich (durch Sklaverei und Ausrottung) oder unabsichtlich (durch Seuchen und blinde Zerstörung der Umwelt) erfolgt.

... und heute

1992 fällt wieder in eine Epoche der gedrängten Umwälzungen. Amerika, welches seinen ersten Bevölkerungszuwachs vermutlich vor zwanzig- bis vierzigtausend Jahren über die Beringstrasse erhielt, zieht auch heute noch Menschen aus der ganzen Welt auf. Das Zusammentreffen von Menschen und Kulturen hat sich beschleunigt und bringt neue Möglichkeiten der gegenseitigen Bereicherung, des Voneinander-Lernens, aber auch neue Spannungen mit sich. Trotz der grossen Fortschritte, welche unser Land auf dem Gebiet der Aufrechterhaltung von Gerechtigkeit und der Mitbestimmung durch jeden seiner Bürger erreicht hat, lastet auf uns die tragische Erbschaft der Fehler, die vor allem an jenen Menschen begangen worden sind, welche ursprünglich unseren Kontinent bevölkerten, und an jenen, die als Sklaven eingeführt wurden. Vieles wartet noch auf Heilung. Werden wir uns weiter dafür einsetzen, jenen zu helfen, die sich enteignet und entfremdet vorkommen, oder werden wir vor den riesigen Herausforderungen kapitulieren, mit denen uns Kriminalität, Arbeitslosigkeit, Zerfall des Familienlebens, ungenügende Schulplätze und unzureichende Unterkunft konfrontieren?



Evelyn Ruffin und ihre Familie wohnen in der Nähe von Washington D. C., wo sich ihr Mann und sie für geistige Erneuerung und internationale Versöhnung einsetzen

Auch nach 500 Jahren noch im Werden begriffen

Endlich sind wir uns der Zerstörung bewusst geworden, die wir über unseren zerbrechlichen Planeten gebracht haben, und endlich haben wir eingesehen, dass die Ureinwohner die korrekte Beziehung zur Erde viel besser verstehen als wir «modernen Menschen». Vielleicht können sie uns

noch rechtzeitig helfen, als Teil der Natur und als ihre Hüter zu leben, anstatt sie beherrschen zu wollen. Die Chance müssen wir ihnen bieten.

Fünfhundert Jahre nach Kolumbus ist Amerika immer noch im Werden begriffen – und dieses Jahr ist eine gute Gelegenheit, uns Gedanken darüber zu machen, was wir werden wollen und wie wir dies erreichen können.

Evelyn Randy Ruffin



Die asiatischen Flüchtlinge

Viele sagen, die Vereinigten Staaten und die Amerikaner seien selbstsüchtig. Ich sehe es anders. Es ist ein äusserst grosszügiges Land und ein grosszügiges Volk. Aber es besteht eine Kluft zwischen der Art, in der auf Regierungsebene gedacht und gehandelt wird, und jener des Volkes. Die Regierung lässt grosszügigerweise viele Asiaten und andere ins Land einreisen. Aber sie unternimmt nichts zu ihrer Eingliederung. Es wird erwartet, dass sie sich auf der Ebene des Gemeinwesens der mehrheitlichen Lebensart anpassen, ihre eigene Kultur aufgeben, andere Gewohnheiten annehmen, anders essen, anders aussehen. Wen wundert es, wenn daraus Spannungen und Probleme entstehen? ►

Die Kambodschanerin Renée Pan. Vor einigen Wochen kehrte sie im Rahmen eines Hilfsprogramms zum ersten Mal wieder in ihr Land zurück. (Siehe Kambodscha-Bericht S. 7)

Forts. Flüchtlinge

Die Vereinigten Staaten nehmen jeden auf. Aber sie nehmen den Körper der Menschen entgegen, nicht ihren Geist. Die Amerikaner könnten lernen, andere Denkart, andere Kulturen und Völker willkommen zu heissen, auf sie und auf sich als Land mit solch reicher Vielfalt stolz zu sein. Wenn den Asiaten und anderen geholfen wird, das Beste aus ihrem kul-

turellen Erbe lebendig zu erhalten, können nicht nur Spannungen vermieden, sondern der Zusammenhalt und die Stabilität im Gemeinwesen gestärkt werden. Die Amerikaner sind grosszügige Menschen; dennoch lebt in vielen ein latenter Rassismus, der zu selbstüchtigem Handeln führt. Dies zu überwinden ist eine der wichtigen Entscheidungen, vor denen die Amerikaner heute stehen.

Renée Pan

Aus der Sicht eines jungen Japaners

Wir wohnen auf einer kleinen Insel mit 12 Millionen Menschen. So gesehen, finde ich Amerika vor allem riesig. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie die Menschen dort zusammenleben können. (Nun, vielleicht finde es einige genau so unvorstellbar, dass man in Tokio leben könne! Aber in Amerika gibt es so viele Unterschiede, die Hautfarbe, die Herkunft...)

1992 muss für die Amerikaner ein erstaunliches Jahr sein. Nicht nur die Feier der 500 Jahre, seit Kolumbus den Kontinent entdeckte. Nach den Umwälzungen der UdSSR im vergangenen Jahr sind die USA die einzig übriggebliebene sogenannte «Supermacht». Auf jeden Fall wird man sie ab jetzt noch genauer beobachten.

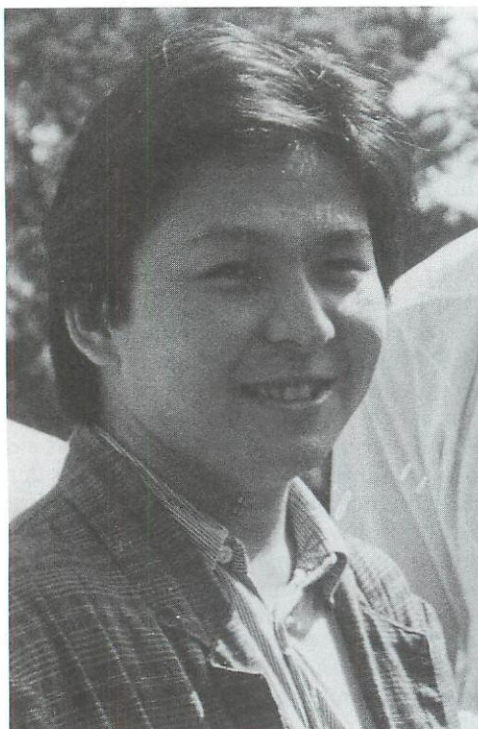
Unsere Beziehungen zu den USA begannen im Jahre 1853, als Admiral Perry sozusagen bei den Japanern anklopfte, in einem Land, welches seit beinahe 300 Jahren völlig von der Aussenwelt abgeriegelt gewesen war. Der Krieg im Pazifik 1941–45 zerstörte unsere Freundschaft. Nach 1947 halfen uns die Vereinigten Staaten, das ist unleugbar. Unsere Verfassung wurde zum Teil mit amerikanischer Hilfe ausgearbeitet. Aber die USA sind für uns eine Art Va-

terfigur, und wir werden nervös, wenn sie ein böses Gesicht aufsetzen.

In den letzten zwanzig Jahren sind eine ganze Reihe wirtschaftlicher Spannungen dazugekommen. Auch sind in Amerika in letzter Zeit Bücher erschienen mit Titeln wie «Der nächste Krieg gegen Japan». Ich hoffe sehr, dass nicht zu viele Amerikaner diese Art Journalismus bewundern. Ohne selbstgerecht zu sein, scheint mir doch, dass man bei einer Bevölkerung von 240 Millionen in Amerika auch 240 Millionen Meinungen antreffen sollte und nicht nur eine aggressive, uns feindlich gesinnte Haltung. Aber das, was rund um den jüngsten Besuch von Präsident Bush und vor allem seiner Wirtschaftsexperten zu hören war, kann beinahe als Rassendiskriminierung bezeichnet werden. (Oder ist es einfach ein neuer Nationalismus?) Daher erstaunt es mich nicht, wenn vor allem ältere Japaner sagen: «Wir brauchen von den Amerikanern nichts mehr zu lernen.»

Ich bin ein einfacher japanischer Bürger. Ich möchte, dass die Vereinigten Staaten – auch wenn sie bloss auf eine 210jährige Geschichte zurückblicken können – sich vermehrt für den Frieden in der Welt einsetzen. Für uns jüngere Japaner ist Amerika immer noch eine Art Sinnbild von Demokratie und Liberalismus. Mir gefällt vor allem die Offenheit der einzelnen Amerikaner, denen ich persönlich begegnet bin. So arbeite ich alles in allem gerne mit ihnen zusammen.

Hiroo Sugi, Tokio

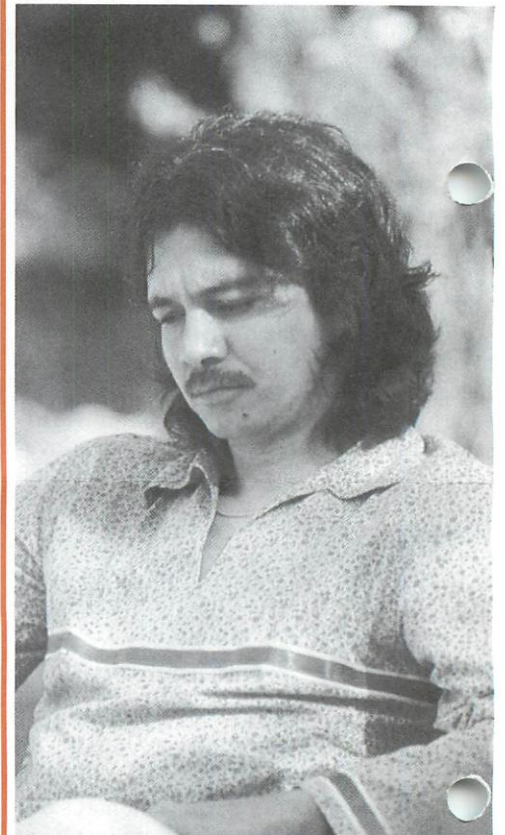


Hiroo Sugi

Wir Ureinwohner

Zuviele Menschen bilden sich ihre Meinung über uns Ureinwohner Nordamerikas aus der Sicht anderer. Es ist an der Zeit, dass unsere Geschichte und Denkweise durch uns selbst dargestellt werden, und zwar aus zwei Gründen:

Erstens wurden unsere Gemeinschaften in den vergangenen 500 Jahren enormem Druck und Veränderungen unterworfen. Doch wir überstehen es und halten an unserem Glauben fest, dass wir mit jedem Geschöpf verbunden sind, sogar mit jenen, die den Druck ausübten. Vielleicht liegt eine Lektion darin, dass ein Volk, das massive Veränderungen erleiden musste, im-



Gordon Regguinti vom Volk der Ojibwe, Minnesota

Der Traum eines schwarzen Amerikaners

Jim Murray und seine Frau wohnen in St. Paul, Minnesota, wo sie sich für harmonische Rassenbeziehungen einsetzen. Murray ist begeisterter Sänger und reiste als Teil der Truppe von Gershwins «Porgy and Bess» um die Welt.

Meine Geschichte als Afro-Amerikaner ist die Geschichte eines aufgeschobenen Traumes. Um einen Traum zu verwirklichen, muss man aber zu träumen aufhören und etwas unternehmen; mein Traum fusst auf echtem moralischem Handeln und Entscheiden.

Die Menschen in unserem Land hungern. Unser Gesundheitsdienst ist ungenügend.

Das Familienleben und die Beachtung der Gesetze sind ernsthaft angeschlagen.

So hoffe ich, dass genügend Amerikaner einsehen werden, dass unsere individuelle Entscheidung, die Veränderungen durchzuführen, die Gott von uns verlangt, und unsere Bereitschaft, mehr Verantwortung zu übernehmen, ausschlaggebend sind. Dies trifft für die Jüngeren wie die Älteren zu. Auch die Teilnahmslosigkeit jener, die Macht ausüben, gegenüber den Benachteiligten in unserem Land muss sich ändern. In Amerika muss sich die Anzahl jener vervielfachen, die sich für das Richtige einsetzen, sonst werden wir vom Materialismus überrollt.

Jim Murray

und die Schöpfung

mer noch Liebe gewähren kann. Dies könnte ändern helfen, in unserer sich rasch verändernden Welt geistig gesund und glücklich zu bleiben.

Der zweite Grund ist unsere Verbindung mit der Mutter Erde. Während Zehntausenden von Jahren waren wir von der übrigen Welt abgesondert, und wir entwickelten eine einzigartige Beziehung zur ganzen Schöpfung, die in den tiefsten geistigen und seelischen Schichten unseres Wesens verwurzelt ist. Wir wussten, dass wir nicht mehr oder weniger gelten als irgendein Teil der Schöpfung. Dieser Gedanke, dieser Teil unserer selbst, hat überlebt und ist im Laufe der Jahre erstarkt.

Die Verbindungen zwischen menschlichen Wesen und der Schöpfung kommen selten zur Sprache. Viele sehen ein, dass Beziehungen zwischen einzelnen, Gruppen und Völkern der Heilung bedürfen. Doch wenig wird gesagt über die Heilung, die stattfinden muss zwischen uns und Mutter Erde, Vater Himmel, dem Pflanzen- und Tierreich, dem Wasser – all jenem, von dem unsere weitere Existenz so sehr abhängt.

Wir können unsere gegenseitige Verbundenheit mit allem, was Leben ist, nicht länger übersehen. Der Verstand, der uns geschenkt wurde, darf nicht länger als Vorwand dienen, uns über andere zu erheben oder unsere Verantwortung für die Sicherung einer sauberen und gesunden Welt zu leugnen.

Vielleicht werden die Völker der Welt ihre Beziehung zur Schöpfung als Ganzes dann zu verstehen beginnen, wenn die Ureinwohner Amerikas in die weltweiten Beratungen miteinbezogen werden.

Gordon Regguinti

Eine Lateinamerikanerin in den USA

Die Studentin Ana Maria Garcia stammt aus Costa Rica und ist dort aufgewachsen. Seit einigen Jahren wohnt sie wieder in den Vereinigten Staaten, wo sie übrigens zur Welt gekommen ist.

Es wäre nicht ganz zutreffend zu behaupten, ich habe genau erfahren, was es bedeutet, als Lateinamerikanerin in den Vereinigten Staaten zu wohnen. Ich bin nämlich in Costa Rica aufgewachsen; da ich aber in den USA zur Welt gekommen war, habe ich die Vorzüge des amerikanischen Bürgerrechts als selbstverständlich betrachtet. Auch passen viele meiner Charakterzüge nicht zur stereotypen Vorstellung, welche man sich in den USA von uns Lateinamerikanern macht. Anstatt nun vorgefasste Meinungen zu revidieren und mich als die Spanisch-Amerikanerin anzunehmen, die ich nun einmal bin, sagt man mir: «Du bist halt anders», und meine Abstammung wird übersehen. Dadurch glückte mir der Eingliederungsprozess, den all jene durchmachen müssen, die nicht der «Mehrheit» angehören, und es öffneten sich mir viele Türen, die mir unter andern Umständen verschlossen geblieben wären.

Freilich hatte ich gehofft, auch auf der persönlichen Ebene des Zusammenlebens meine kulturelle Verschiedenheit nicht verdecken zu müssen. Eine der schmerzlichsten Erfahrungen meines Lebens ist jedoch die Einsicht, dass man mich nicht als die Person annimmt, die ich bin, sondern nur soweit, als ich mich der Mehrheit anpasse. Diese Art Ablehnung ist kein offener rassistischer Angriff, sondern eine viel subtilere Diskriminierung und deshalb auch schwer zu erkennen und zu verändern. Dennoch verursacht sie viel Leid



Ana Maria Garcia, Elektronik-Studentin

und Frustration, weil man einen Menschen nicht wirklich annehmen kann, wenn man seine Abstammung – einen wichtigen Bestandteil seines ganzen Wesens – nicht würdigt und anerkennt.

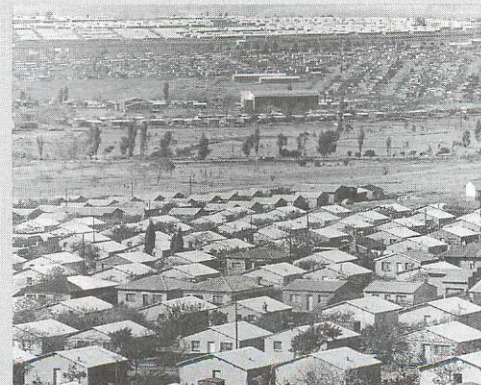
Trotz meiner oft düsteren Betrachtungsweise hoffe ich doch aufrichtig, dass die Vereinigten Staaten zum Punkt gelangen werden, wo sie die kulturellen Unterschiede nicht nur anerkennen, sondern als Bereicherung ansehen. Ich ersehne den Tag, an dem hierzulande die Verschiedenheit geschätzt wird, weil sie dem Land Weisheit bringt, und wo ethnische Selbstbezogenheit, welche vieles hier verdirbt, allmählich einem gegenseitigen Verstehen und echter Wertschätzung weicht.

Von Atlanta nach Soweto

Conrad Hunte, ehemaliger Schläger des erfolgreichen westindischen Cricket-Teams, bereiste während des letzten Vierteljahres Südafrika, wo er mit dem befreundeten Direktor des südafrikanischen Cricket-Verbandes an einem Entwicklungsprojekt für Jugendliche in den Schwarzenvorstädten arbeitete. So verbrachte er vor Weihnachten je eine Woche in fünf der grössten Vorstädte von Johannesburg, einschliesslich Soweto, und unterrichtete die unter 17jährigen im Cricketspiel.

Der Londoner *Daily Telegraph* vom 21. Januar beschreibt ihn als «Mann mit dem inneren Auftrag, den Kindern aus den Schwarzenvorstädten bei der Verwirklichung ihrer sportlichen Träume zu helfen.» Der Berichterstatter meint: «Hunte hat eine sichtliche geistige Verwandtschaft mit seinen Schülern. Während seiner Kindheit auf Barbados erlebte er selbst, was es bedeutet, nichts zu besitzen, und

lernte, wie man aus eng zusammengebandenen Stoffresten einen Cricketball und einen Schlagstock aus einem gefundenen Stück Holz anfertigt.» Weiter wird Hunte selber zitiert: «Es geht nicht einfach um die Schulung von Cricketspielern; uns liegt die menschliche und soziale Entwicklung die



Soweto

ser jungen Leute am Herzen.» Hunte behandelte diese Fragen in 22 Schulen der Vorstädte sowie drei exklusiven Privatschulen.

Der Journalist des *Telegraph* fährt fort: «Die Hoffnungslosen dringen noch weiter in die Vorstadt ein, mieten sich ein AK47-Sturmgewehr... und tragen zur Explosion der Gewalt und Kriminalität in Johannesburg bei. Die Hoffnungsvollen kommen, um Conrad Hunte zuzuhören. «Wagt es, einen Traum zu hegen!» lautete seine Botschaft an die Jugendlichen, die sich an einem heissen, schwülen Nachmittag in Soweto um ihn scharten.»

Conrad Hunte, der schon während seiner Zeit als aktiver Cricketer eng mit der Moralischen Aufrüstung zusammenarbeitete, wohnt in Atlanta in den USA mit seiner Frau Patricia, die als Fernsehredaktorin tätig ist, und drei Töchtern.

Anleihe, Recht oder Geschenk?

Rechte: Menschenrechte, Bürgerrechte, Frauenrechte, die Rechte der Wale, Würmer und Wiedehöpfe... Von der Welle der Rechte wird als häufigstes Opfer die Dankbarkeit überrollt.

Ich wohnte einst bei einer Familie, wo alles und auch jede Pflicht strikt und gleichmässig verteilt war. Der dienstfreie Partner sass mit hochgelagerten Beinen vor dem Fernseher und las, während der diensthabende Partner den Tee brachte, den Boden aufwischte, kochte, Geschirr wusch, Windeln wechselte und so fort. Alle 24 Stunden wurden die Rollen getauscht. Ein imponierendes und erfolgreiches System – doch ich vermisse das gelegentliche Dankeswort und die Stimmung, die durch Dankbarkeit entsteht.

Mir sind zwei Arten von Dankbarkeit bekannt. Es gibt die erzwungene, untertänige Dankbarkeit – ein armes, gebeugtes Wesen, verschuldet, abhängig, während alle Macht in den Händen eines andern liegt. «Undankbare Tröpfe!» heisst es oft, wenn Empfänger von Sozialhilfe um etwas mehr zu bitten wagen. «So steht es also mit der Dankbarkeit!» rufen verletzte Eltern aus, wenn der rebellische Teenager von zu Hause auszieht.

Diese Dankbarkeit, welche wir fordern, wenn wir Macht über andere ausüben wollen, sei es in wirtschaftlicher, geistlicher, politischer oder seelischer Hinsicht, ist gleichsam die Teilzahlung eines Darlehens. Eltern erwecken vermehrt diesen Eindruck, wenn sie im Alter die Mithilfe oder Fürsorge ihres Kindes als gerechtes Entgelt für ihre Dienste fordern, die sie ihm während seiner Jugend erwiesen haben. Es ist das «Nach-allem-was-ich-für-dich-getan-habe»-Syndrom, das ebenso häufig in Ämtern und Institutionen rings um die Welt anzutreffen ist.

Dankbarkeit, die Versicherung der Seele gegen die Mächte der Finsternis

Der Theorie des Darlehens steht das entgegen, was viele als befreiende Ausübung ihrer Rechte bezeichnen. Wenn Arbeit, ein Zuhause, freie Meinungsäusserung, Chancengleichheit und anderes Rechte sind, dann schulde ich niemandem etwas, ausgenommen das, was ich mit meiner Kreditkarte zu schulden beliebt. Und ganz gewiss bin ich niemandem Dank schuldig.

Freilich gibt es noch eine andere Haltung und eine andere Art der Dank-

barkeit. Wer aus eigener Erfahrung gelernt hat, das Leben, das Wasser, die Musik, Insekten, Bäume, Reisen, Nahrung, Gefühle und Freundschaft als gottgegebene Gabe zu betrachten, ist von einer übersprudelnden Dankbarkeit, die von innen kommt. Ein solcher Mensch betrachtet das Leben nicht mehr als Darlehen und auch nicht als Recht, sondern als Geschenk.

Solch «begabte» Menschen sind in irgendwelchen Lebenslagen anzutreffen – auffallenderweise oft inmitten von Entbehrung und Leiden. Eine Frau, die eine achtjährige Gefängnisstrafe verbüsst, überschüttete mich bei jedem meiner Besuche mit ihrer Dankbarkeit: für die Zeit zum Nachdenken, für ihre Familie und ihren wiedergefundenen Glauben.

Der französische Philosoph Gabriel Marcel schrieb, Dankbarkeit sei «die Versicherung der Seele gegen die Mächte der Finsternis», und sicher meint er diese letzterwähnte Dankbarkeit. Etwas vom Ersten, was eine kranke Seele oder ein labiler Geist verliert, ist das Geschenk der Dankbarkeit – und dies könnte auch für ganze Länder zutreffen.

Betäubtes Gewissen

Sayed Abdul Hassan Ali Nadwi, ein muslimischer Schriftsteller aus Indien, sagte einmal: «Dankbarkeit ist ein wesentlicher Bestandteil der Zivilisation... Wenn dieses Gefühl aus unserem Leben verdrängt wird, verliert vieles seine Bedeutung. Undankbarkeit ist Zeichen eines betäubten menschlichen Gewissens.»

Die Entspannung des Verhältnisses zwischen Anleihe, Recht und Geschenk impliziert eine Änderung. Diese steigert sich von «der Last all dessen, was ich

schulde» über «dies sind meine Rechte; wehe dem, der sie antastet» zum Bewusstsein, dass alles im Leben ein zu achtendes und zu teilendes Geschenk ist, das wiederum in eine Anteilnahme für alle mündet. Es ist der Umstieg von Verschuldung über Forderung zur Dankbarkeit.

«Wer Dank opfert, der ehrt mich», schliesst der 50. Psalm. Die Bibel, die Bhagawadgita, der Koran und viele andere religiöse Schriften betonen, dass



Lob, Anerkennung und die aufopfernde Danksagung eine Schlüsselposition in der richtigen Einstellung zum Leben einnehmen. Warum aufopfernd? Weil Dankbarsein bedeutet, eine höhere Macht, einen grossen Geber der Gaben anzuerkennen; es kostet mich meine Autonomieansprüche. Dankbarkeit kostet mich auch jene Beschwerdehaltung, der so mancher verfällt. Zudem bedeutet sie, dass sich, obwohl ich lernen kann, selbst zu geben, doch stets Empfänger bin, und dies kostet mich meinen Stolz.

Doch die Kosten sind gering im Vergleich mit dem daraus resultierenden Geschenk der Versöhnung mit dem grossen Geschenkgeber, Gott selbst. Ein dankbares Herz ist ein offenes Herz, durch das Gottes Liebe und schöpferische Kraft hindurchfliessen können, um die Finsternis wegzuschwemmen und das «betäubte menschliche Gewissen» der Welt neu zu beleben.

Jean Brown-McAll

Kambodschas Zukunft praktisch vorbereiten

Frau Renée Pan flüchtete 1975 von Kambodscha in die Vereinigten Staaten. Ihr Mann, ein früherer Erziehungsminister, blieb in seinem Land und verlor sein Leben. Frau Pan arbeitet heute als EDV-Prognostikerin und betätigt sich aktiv im öffentlichen Leben. Anfangs dieses Jahres reiste sie mit einer kleinen Gruppe nach Thailand und Kambodscha. Unser Korrespondent Steve Dickinson nahm an dieser Reise teil.

Im Rahmen einer Inspektionsreise und Bestandaufnahme des von Frau Pan gegründeten «Hilfsfonds zur Erziehung kambodschanischer Flüchtlingskinder (CCEF)» besuchte die Gruppe in Thailand zwei kambodschanische Flüchtlingslager (Site 2 und Site B) sowie das Lehrerseminar in Buriram. Anschliessend reisten sie nach Kambodscha, wo im Rahmen des CCEF ein Schulungskurs für Lehrer lanciert werden soll.

«Reis können wir einführen, aber wie können wir Hoffnung importieren?»

Flüchtlingslager sind in unserer Welt des 20. Jahrhunderts nichts Aussergewöhnliches. Besucht man aber die Menschen, die dort leben müssen, ist dies ein Herz und Augen öffnendes Erlebnis, das den Wunsch und die Überzeugung weckt, sich vermehrt für eine Welt einzusetzen, die es besser macht. Denn ein Teil der Verantwortung für die Umstände, die zu diesen Lagern geführt haben, fällt auf uns im Westen zurück.

Das wohl bewegendste Erlebnis brachte der Tag, an dem wir die junge kambodschanische Familienmutter Darong nach einem dreimonatigen Kurs im Lehrerseminar in Buriram wieder zu ihrer Familie im Lager Site 2 zurückbegleiteten. Die Kinder waren hoch erfreut über das Wiedersehen, die Nachbarn kamen herbei, und im Nu waren wir von neugierigen, erwartungsvollen jungen Gesichtern umringt – Gesichtern der Zukunft Kambodschas.

Wir sassen um ihren Tisch, und sie beschrieb, wie ihr Mann und sie Bäume gepflanzt und harte Arbeit geleistet hatten, um ihr Zuhause im Lager so schön wie möglich zu gestalten, denn sie wollten ein Beispiel geben dafür, dass jeder da, wo er ist, Verantwortung übernehmen kann. Es tat ihr leid, uns nichts aufzischen zu können, doch sie konnte nicht wissen, wie viel sie uns gegeben hatte.

Im Lager Site B hielten wir ein Seminar mit konkreten Beispielen über die Auswirkungen des Horchens auf die innere Stimme. Einen der Teilnehmer, der in den USA studiert hatte und jetzt am Programm für die landwirtschaftliche Entwicklung Kambodschas mitarbeitet, trafen wir später in Bangkok wieder, und er bat uns um Zusendung von Videofilmen der Moralischen Aufrüstung. In Site 2, wo wir ein ähnliches Seminar durchführten, folgten die Zuhörer sichtlich bewegt den Worten von Renée Pan, die schilderte, wie die innere Stimme

sie zur Aussöhnung mit Son Sann, dem Präsidenten der Nationalen Befreiungsfront der Khmer-Volkes, geführt hatte.

Eisenbahnlinie und Strassen wieder offen

Wir konnten auch einen Grenzübergang besuchen – eine Brücke, über die stündlich Hunderte von Thailändern und Kambodschanern hin- und hergehen, um im Nachbarland Einkäufe zu tätigen und Tauschhandel zu treiben. Die Eisenbahnlinie jenseits der thailändischen Grenze war von Bäumen und Gebüsch überwachsen; am Tag nach unserem Besuch sollte die Instandstellung von Schiene und Strasse beginnen, um Flüchtlinge aus den Lagern zu repatriieren.

Im Anflug auf Phnom Penh schien es, als widerspiegelte der Erdboden die Folgen

des Krieges. Die Felder um Bangkok sind bewässert und grün, jene um die kambodschanische Hauptstadt dürr und versengt. Wir wurden am Flugplatz abgeholt; dies erleichterte unsere Einreise bedeutend. (Trotz vielseitiger Vorwarnung und dem Ratschlag, Dollarnoten und Zigaretten bereitzuhalten, wurden wir nicht ein einziges Mal um ein Bestechungsgeschenk angegangen.)

Unsere Gastgeber im *International Guest House* in Phnom Penh, Sam und Nouba Oum, die dieses ausgezeichnete kleine Hotel führen, hatten all ihren Besitz in den USA verkauft, um in ihr Land zurückzukehren und hier hart zu arbeiten. Ihre elfjährige Tochter kam auf eigenen Wunsch mit ihnen und besucht jetzt die internationale Schule. Die Familie Oum verkörpert den Opfergeist und die Liebe zum Land, die in scharfem Kontrast zu jenem Opportunismus stehen, der einigen Machthabern eigen ist, sowie gewissen wohlhabenden Geschäftsleuten aus Kambodscha und anderswo, die sich an Spekulationen beteiligten, welche das wirtschaftliche Elend des Grossteils der Kambodschaner verschärft haben.

Bei unseren Kontakten halfen uns zwei Umstände: Erstens entdeckten wir, dass viele Vertreter der verschiedensten Parteien der starken Überzeugung sind, dass einer Stärkung moralischer, geistiger und kultureller Werte ein dringender Vorrang zukommt. Zweitens gaben uns viele, die wir trafen, die Namen anderer, die wir laut ihnen treffen sollten, und einige Male vereinbarten sie telefonisch für uns solche Begegnungen. Dies war besonders hilfreich, da das Telefonsystem in Phnom Penh sehr begrenzt ist und es keine öffentlichen Telefonbücher gibt.

Äussere und innere Wiederherstellung

Sehr lehrreich war unsere Begegnung mit einem ehemaligen Kulturminister, der uns half, den schweren seelischen und geistigen Stress zu verstehen, der seit zwanzig Jahren auf den Kambodschanern lastet. Die Familie, wichtigste Stütze ihrer Kultur, sei im Kern zerstört worden. Was kann Hoffnung, Geisteskraft, Glauben und Mut wiederbringen? Wie er uns sagte, konnte er während seiner zehnjährigen Amtszeit viel vom Äusseren wiederherstellen, nicht aber das Innenleben. «Reis können wir einführen, aber wie können wir Hoffnung importieren? Alle moralischen Werte sind weg: national, gesellschaftlich, familiär und individuell. Die Menschen sind eingeschüchtert und wagen es nicht, die Wahrheit zu sagen – wie soll man da wissen, was richtig und falsch ist? Viele wollen Kambodscha helfen; wir brauchen geistige Hilfe notwendiger als materielle. Menschen mit moralischen Werten können helfen, Mut und Hoffnung zu wecken.»



Der in Tibet entspringende Mekong-Fluss durchquert Kambodscha, bevor er in Vietnam ins Südchinesische Meer mündet

Während einer Audienz mit Prinz Norodom Sihanouk besprachen wir eine ganze Reihe von Themen; er stimmte dem Projekt des CCEF begeistert zu und sagte: «Wir begrüssen diese Initiative.» Renée Pan schilderte, wie sie dazu geführt wurde, den Roten Khmer zu vergeben und für ihren Hass um Verzeihung zu bitten. Wir erwähnten auch, dass die USA von Kambodscha zu lernen hätten, vor allem was die Wiederherstellung moralischer Werte im Familien- und kulturellen Leben betrifft.

Unser Besuch brachte Menschen miteinander in Verbindung, die ähnliche moralische und geistige Überzeugungen haben, aber sich in manchen Fällen nur schwer über politische und andere Demarkationslinien hinweg treffen können. Es ist zu hoffen, dass im kommenden Jahr eine Reihe weiterer Besuche stattfinden kann, um das Netz von überzeugten Menschen weiter zu knüpfen und zu stärken. Steve Dickinson

Europa – eine Herzenssache

Europa kommt voran – vor allem auf der Ebene der Strukturen: Öffnung der Grenzen, gemeinsame Währung, Aussenpolitik, Verteidigung, Arbeitsbedingungen, soziale Sicherheit. Was noch fehlt, ist, dass Europa für den einfachen Bürger Herzenssache wird. Dies strebte unter anderem ein Treffen der Moralischen Aufrüstung Ende Januar in Lothringen an. 65 Franzosen und Deutsche nahmen teil.

Es ist bezeichnend, dass man sich gerade in Lothringen traf, in einer Region, wo sich dank ihrer Lage, Geschichte, Wirtschaft und Kultur schon immer die Wege kreuzten. Sechzig Prozent ihres Handels wickelt sich mit den Nachbarländern ab, fünfund-siebzig Prozent mit Europa überhaupt. Die Lothringer mussten lernen – wohl als Folge der schlimmen und unaufhörlichen industriellen Restrukturierungen der letzten dreissig Jahre –, über die Grenzen ihrer Region hinauszuschauen. Offensichtlich haben sie sich grenzüberschreitende Gewohnheiten angeeignet, wie wir sie in einigen Jahren vermehrt antreffen werden und auf die wir uns auf jeden Fall einspielen müssen.

Die Technologie-Hochburg Metz, wo die Teilnehmer empfangen wurden, zählt 140 Unternehmen, darunter viele ausländi-

sche, und acht Lehranstalten, einschliesslich ein französisch-deutsches Institut, dessen Unterricht sich teils in Frankreich, teils in Deutschland abwickelt. Grenzüberschreitende Zusammenarbeit scheint also alltägliche Routine zu sein.

Doch ein europäisches Bewusstsein entwickeln heisst auch, sich die Sorgen seiner Nachbarn zu Herzen zu nehmen. Konnte man einerseits die Sorgen der Lothringer entdecken, so erhielten andererseits die Teilnehmer auch einen Begriff von den Herausforderungen, denen sich Frankreichs östliches Nachbarland gegenüber-sieht.

Deutsche aus der ehemaligen DDR beschrieben, was der Zusammenbruch ganzer Wirtschaftszweige für sie bedeutet. «Versuchen Sie zu verstehen, dass Arbeitslosigkeit für Sie nicht dasselbe ist wie für uns», erklärte einer von ihnen. «Uns bedeutete das Unternehmen alles. Wir wohnten in kleinen Wohnungen, ohne Vereinsleben, ohne Glauben, ohne Religion, ohne Freundeskreis. Das Unternehmen organisierte alles, die Feste wie den Alltag. Es passte auf die Kinder auf, während die Eltern arbeiteten. Wenn das Unternehmen seine Tore schliesst, bricht alles zusammen. Man bleibt zu Hause, eingesperrt in seinem Kaninchenstall.»

«Wir sind achtzig Millionen Deutsche», sagte ein Westdeutscher. «Wir müssen begreifen, dass das unsere Nachbarn beunruhigt. Uns aber stellt sich die grosse Aufgabe, die deutsche Einheit, die vorläufig nur auf dem Papier besteht, Tatsache werden zu lassen. Zum Beispiel sind sich die Bewohner der ehemaligen DRR der Versöhnung, die zwischen uns und Frankreich stattgefunden hat, nicht bewusst.»



Treffpunkt Moulins-lès-Metz in Lothringen

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso		Gestorben Décédé Decesso
Abgereist Partito Partito	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	Annahme verweigert Refuse Respinto
Adresse ungültig Insuffisante Indirizzo in- sufficiente		

CAUX-
Information

MÄRZ 1992

Endspurt in der Ziegelaktion

für den Westturm des Mountain House in Caux

Erfreuliche Meldung:

Stand 31.12.1991: SFr. 112 364.–

Stand 20. 2.1992: SFr. 212 364.–

Zielsumme April 1992: SFr. 234 200.–

Überweisungsadressen in der Januarausgabe

Fotos: Archiv, Channer, Lasserre, Spreng

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, Eggemann, Uhländstrasse 20, D-4390 Gladbeck

Abonnement: Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–, übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten: Schweiz: 60-12000-4, Caux-Information, CH-6002 Luzern

Deutschland: 2032-751, Postcheckamt Karlsruhe, Caux-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: BUGRA SUISSE Buechler Grafino AG, 3084 Wabern-Bern

Schliesslich war der Gedankenaustausch auch geprägt vom Anliegen, dass Europa sich der Welt zuwendet, statt sich um sich selbst zu drehen.

Tunesien und Kolumbien

«Ich habe meine Raubkatzenmentalität abgelegt. Diese Tiere schätzen Ausgänge nach allen Seiten, aber sie mögen es gar nicht, wenn andere in ihr Gebiet eindringen», erklärte ein Bauer aus dem Mosambit. Obwohl diese Bauern wegen der vom GATT propagierten Massnahmen grosse Sorgen um die Zukunft ihres Standes hegen, sprachen sie mit Leidenschaft von ihren Initiativen zugunsten von Bauern in so weit entfernten Ländern wie Tunesien und Kolumbien.

Sich an Ort und Stelle umsehen, Beziehungen knüpfen, Probleme miteinander tragen, sich gegenseitig ermutigen, Erfahrungen austauschen, zum Beispiel die Mutlosigkeit polnischer Kollegen wahrnehmen und mit ihnen suchen, was getan werden kann – all das scheint einfach und ist doch so wesentlich. Jeder fühlte sich angesprochen, aufgerufen zu suchen, was er in seinem eigenen Wirkungskreis tun könne.

«Das Wichtige», sagte ein aktiver junger Gewerkschafter aus Lothringen, «besteht darin, zu versuchen, aus den Menschen Handelnde zu machen, sie zum Denken und zu Taten zu ermutigen, statt dass sie sich im Gegebenen festfahren.»

F. Chavanne